

AUTOREN

# Die doppelte Frau

Die New Yorker Schriftstellerin Siri Hustvedt gilt als erfolgreich und schön. Nun offenbart sie ihr Leiden an einer mysteriösen Nervenkrankheit. In einem neuen Buch hat sie sich auf die Suche nach der Ursache ihrer Störung gemacht. *Von Susanne Beyer*

**D**er Himmel über New York ist hell an diesem Wintertag, gleißend hell und blau, doch unten in den Straßen kommt das Licht kaum an, nur dort, wo die Häuser niedrig sind und auch niedrig sein dürfen, weil sie zum Selbstverständnis dieser Stadt gehören.

Das Haus Nummer 247 im östlichen Teil der 82. Straße gehört zu den ganz wenigen, die in Licht gehüllt sind. Es hat nur drei Geschosse und beherbergt das New York Psychoanalytic Institute. An diesem Samstagvormittag füllt sich das Gebäude mit 40-, 50-, 60-jährigen Akademikern, viele grauhaarig, die meisten dezent und keinesfalls modisch gekleidet.

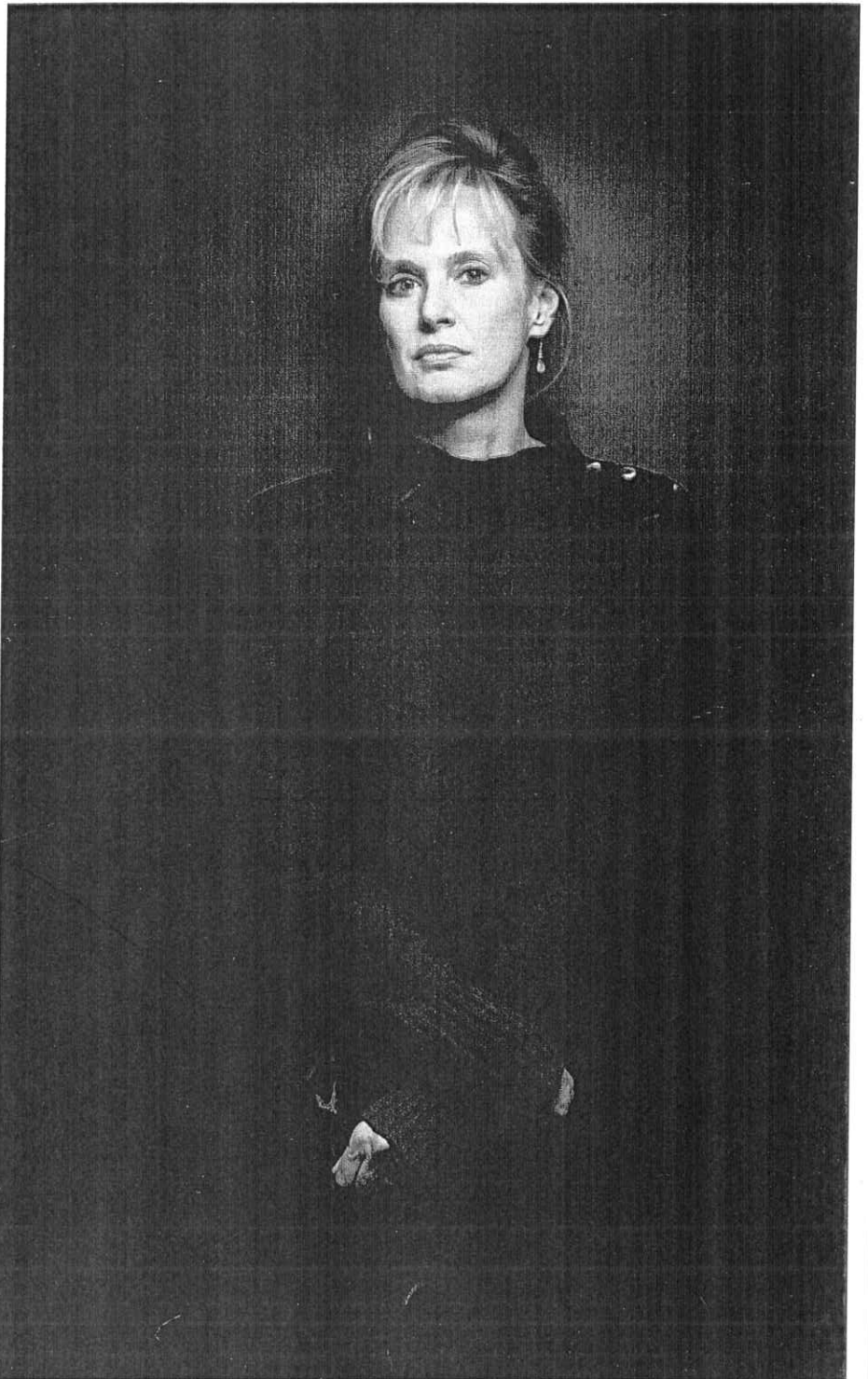
Hier muss sie auffallen, diese Frau. Sie fällt auf wie ein Haus, das strahlt, unter Häusern, die im Schatten liegen. Sie wirkt, als gehöre sie nicht hierher.

Sie trägt Leggings, Stiefel, ein kurzes weites Wollkleid und einen leuchtend roten Schal. Sie setzt sofort die große Sonnenbrille ab, läuft schnell und mit gesenktem Blick, so, als wolle sie jedes Aufsehen vermeiden, weil man auf sie achtet, immer und überall und hier ganz besonders. Denn sie ist so sehr blond und so sehr hübsch und so sehr langbeinig, und wer sie nicht sofort erkennt, meint, sie irgendwie kennen zu müssen.

Sie läuft ein Stockwerk hinauf zum improvisierten Buffet, Kaffee in den Plastikbecher, dann in die zweite Reihe des Hörsaals, die langen Beine verknötet, um überhaupt Platz zu haben, das Notizbuch herausgekramt aus der – modischen – Handtasche. Sie schreibt mit beim Vortrag, sie nickt, wenn ihr etwas einleuchtet. Sie gehört hinein in diese Welt.

Die Leute, die sich hier treffen, kommen einmal im Monat zusammen, um einen Vortrag über Neuropsychanalyse zu hören. Die Vortragende heute redet von der Beziehung zwischen dem Ich und den Objekten, von denen es umgeben ist. Ein Plastikbecher mit Kaffee kann ein solches Objekt sein, eine Hand, die streichelt, kann ein Objekt sein. Es geht also darum, wie das Ich auf die Welt reagiert, wie seine Begierden gesteuert werden und was dabei chemisch im Gehirn vor sich geht: Dopaminausschüttungen, feuernde Neuronen, all das.

Letztlich aber geht es um die Frage, wie und ob sich solche Prozesse im Gehirn von



MARTIN ADOLFSSON

Literaturstar Hustvedt, eingefärbte Magnetresonanzenbilder eines Gehirns: *Verwandlung vor*

außen ändern lassen, etwa dadurch, dass ein Analytiker seinen Patienten dazu bringt, anders auf die Dinge, die Objekte zu gucken.

Der Vortrag ist ein Kreisen und Fragen, das Interesse vor allem bei den Analytikern ist groß, an der Explosion der Erkenntnisse in der Hirnforschung teilzuhaben und sie für die eigene immer wieder umstrittene Disziplin zu nutzen. Da wollen zwei verwandte und doch fremde Fächer zueinanderfinden, es geht um das Abglei-

chen extremer Unterschiede, um etwas Doppeltes, das eins sein will.

Hier ist Siri Hustvedt, die schöne Frau, richtig. Sie hat sich intensiv mit dem Wesen des Doppelten beschäftigt, sie ist dafür eingetaucht in die Neurologie und in die Psychowissenschaften, hat ein Sachbuch geschrieben, das am Samstag dieser Woche erscheint. Es heißt: „Die zitternde Frau. Die Geschichte meiner Nerven“\*.

Eigentlich wird Siri Hustvedt, 54, als Literatin wahrgenommen, trotz der Essays,

die sie auch veröffentlicht. Doch bekannt sind vor allem ihre Romane, vier hat sie geschrieben. Der dritte, „Was ich liebte“ – eine Geschichte über das Scheitern der Liebe in New Yorker intellektuellen Kreisen –, gilt als ihr Durchbruch. Vorher wurde sie vor allem als Frau an der Seite eines interessanten Schriftstellers gesehen, als Frau von Paul Auster („Stadt aus Glas“), einem der bekanntesten amerikanischen Autoren.

Siri Hustvedt hat sich mit ihren Romanen vom Ruhm ihres Mannes freigeschrieben und ihn dadurch nur potenziert. Sie und Auster gelten als das Königspaar (oder um bei einem Topos des Landes zu bleiben: als „first couple“) der US-amerikanischen Literatur. Das allerdings könnte nicht nur an der Begabung der beiden liegen, sondern auch an ihrem Aussehen. Sie: so blond und licht und schmal. Er: dunkel, große Augen, intensiver Blick. Austers Augen dürften bekannter sein als der Inhalt seiner Werke.

Mit der Treue zu diesem Mann und der Emanzipation von ihm ist Siri Hustvedt zu einem Idol ihrer Leserinnen geworden, vor allem der europäischen. Ihre Bücher sind Verkaufserfolge. In Deutschland so sehr, dass das neue Buch hier weltweit zuerst erscheint. Die amerikanische Ausgabe kommt erst im April.

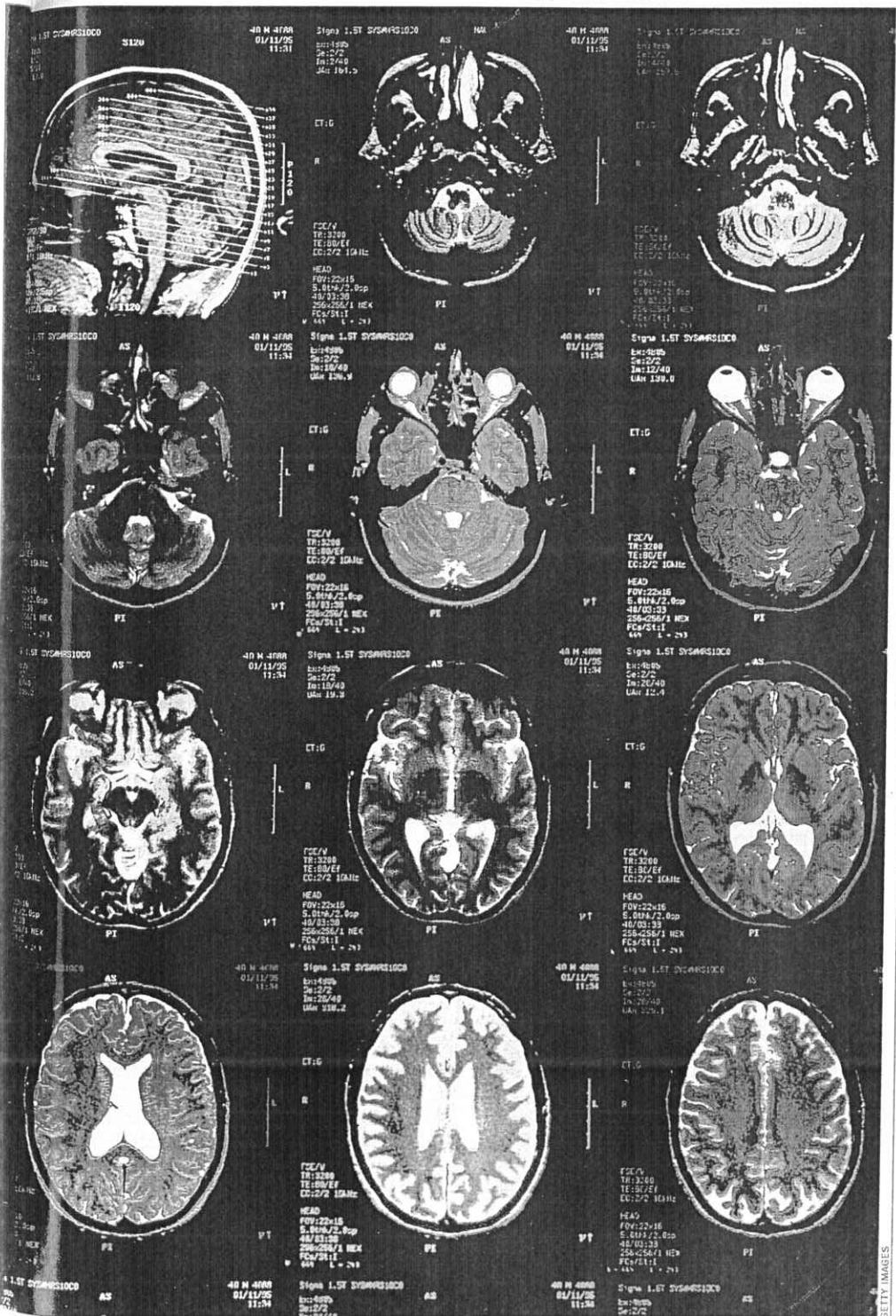
Siri Hustvedt scheint mit ihrem neuen Buch mehr vorzuhaben, als ihren Lesern eine erschreckend gründliche Einführung in neurologische, psychiatrische und psychoanalytische Denkweisen zu geben. Sie scheint etwas mit ihrem Ruf machen zu wollen. Wieder einmal.

Vor ein paar Jahren wandelte sie sich, wurde von der Ehefrau zur Schriftstellerin. In der Beschreibung der Medien blieb sie vor allem die schöne, erotische Frau – zumal es in ihren Romanen auch immer wieder um all das ging: um das Begehren, das an Grenzen führt, an denen es gefährlich wird, und um die Liebe, wie sie manchmal glückt und meistens eben nicht.

Doch diesmal ist es, als wendete Hustvedt absichtlich ein Filmklichschee auf sich an und drehte es einfach um: In Filmen gibt es manchmal diese Frauen mit Haarknoten und großer Brille, bei denen die Zuschauer immer schon ahnen, dass sie sich verwandeln werden, sobald sie ihre Haare lösen und ihre Brille abnehmen – hässliches Entlein wird zum Schwan.

Siri Hustvedt macht nun das Gegenteil. Sie vollzieht vor den Augen der Öffentlichkeit eine Verwandlung vom weiblichen Idol zu einer gestörten Frau, die sich mit Eifer und Wahn einer kaum fassbaren Materie hingibt. Im Englischen gibt es einen nur schwer in Deutsche zu übersetzenden Begriff von solcherlei besessenen und weltabgewandten Menschen, die man sich

\* Siri Hustvedt: „Die zitternde Frau. Die Geschichte meiner Nerven“. Deutsch von Uli Aumüller und Grete Osterwald. Rowohlt Verlag, Reinbek; 240 Seiten; 18,95 Euro.



Augen der Öffentlichkeit vom Idol zur gestörten Frau



Psychoanalytiker Freud 1926, Neurologe Charcot mit Patientin im Nervenkrankenhaus\*: Auf der Spur der Hysterie

– sofern sie Frauen sind – nur mit Brille und Haarknoten vorstellen kann: Es ist der Nerd.

Schon in ihrem jüngsten Roman, „Die Leiden eines Amerikaners“, der vor zwei Jahren erschien, machte sie aus ihrer Hauptfigur Erik einen Psychiater, der einem Geheimnis seines gerade verstorbenen Vaters auf der Spur ist. Im Sachbuch offenbart sie, dass genau das zum Kern ihres Schaffens führt: die Beschäftigung mit dem psychischen und physischen Ausnahmezustand, mit der Trennung von Geist und Körper, mit Geheimnissen, die auf einmal eine Verbindung schaffen zwischen Geist und Körper, weil sie beides in Besitz nehmen.

„Die zitternde Frau“ ist ein ehrliches und anstrengendes Buch. Es ist nur so zu lesen, wie Bücher im Studium gelesen werden: mit Leuchtstift, mit Anmerkungen am Rande, mit Exzerpten. Doch Siri Hustvedt zeigt in diesem Buch nicht nur ihre komplexe Art zu denken, sondern auch ihre komplizierte Persönlichkeit, sie zeigt, was sie treibt und was sie hemmt. Und sie weist über sich hinaus, auf all jene mysteriösen Störungen, von denen sehr viele Menschen befallen sind.

„Die zitternde Frau“ beginnt furios und erzählerisch. Siri Hustvedt beschreibt, wie sie einen Vortrag an ebenjener Universität in Minnesota zu halten hat, an der ihr Vater sein ganzes Wissenschaftsleben lang gelehrt hat. Sie weiß, dass sie gut reden kann. Sie fühlt sich wohl an diesem Ort, spürt eine starke Verbindung zu ihrem Vater, an dem sie hängt und der kurz zuvor gestorben ist.

Alles ist wie immer, wenn sie öffentlich reden muss. Doch auf einmal fängt sie an

zu zittern. Es durchfährt ihren ganzen Körper, sie kann es vor ihren Zuhörern nicht verbergen. Sie setzt ihre Rede fort, denkt, während sie redet, über die Störung nach, als wäre es jemand anderes, der da zittert. Ihr Geist hält stand, sie bringt ihren Vortrag zu Ende, doch ihre Mutter, die ihr zugehört hat, sagt hinterher, sie habe „den Eindruck gehabt, einer Hinrichtung auf dem elektrischen Stuhl beizuwohnen“.

Hustvedt blickt auf sich wie auf eine Fremde: Da ist die Frau, die sie kennt und der sie vertrauen kann, die Frau, deren Geist funktioniert. Und da ist diese andere Frau, ein Teil von ihr, aber ein Teil, den sie nicht kontrollieren kann. Die zitternde Frau ist dem Körper näher als dem Geist.

gegangen ist? Lässt sich die Spaltung aufheben? Oder sagt sie nicht doch etwas aus über das Wesen des Menschen? Dass der Wunsch nach Einswerden, danach, eine geschlossene und ganze Persönlichkeit zu sein, dieser Traum, den so viele Menschen träumen, in die Irre führt, genau dahin, wo zu viel Unglück entsteht?

Das Buch ist aufgebaut wie ein Krimi – ein Krimi allerdings, der sich nicht einfach so weglesen lässt, sondern den man ziemlich oft zur Seite legen muss, um heftig zu grübeln. Und doch geht Hustvedt nach dem Prinzip des Whodunit vor, wer ist der Täter, wer ist verantwortlich für das Zittern?

Mit „Wissbegier“, so sagt sie es selbst, stürzt sie sich in die „Mysterien meines

## Siri Hustvedt ärgert sich über die Trennung von Geist und Körper in der Medizin.

Siri Hustvedt beschreibt die Entdeckung der zitternden Frau im einleitenden Abschnitt ihres Buches. Und dann beginnt sie für die restlichen gut 200 Seiten mit einer hammerharten Wissenschaftsexegese, bei der sie sich selbst zum Forschungsobjekt macht.

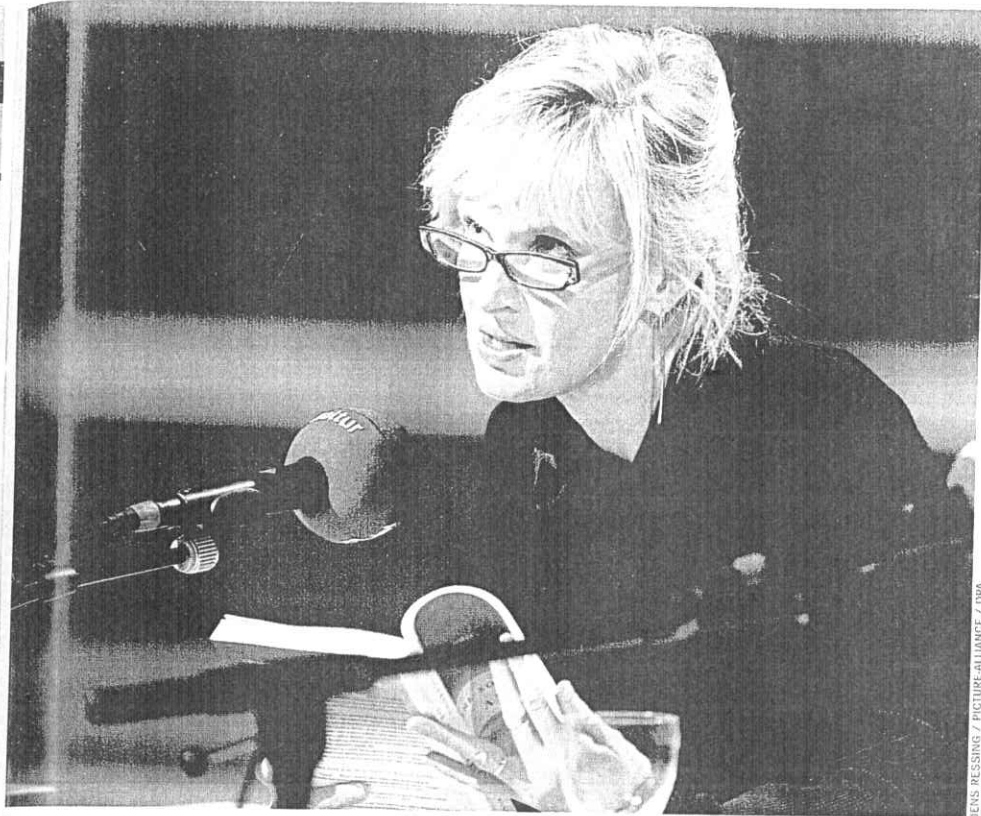
Sie sucht in den Erkenntnissen der Psychiatrie, der Psychoanalyse und in denen der Neurologie, was es mit der zitternden Frau auf sich haben könnte: Kann sie wieder verschwinden, durch Psychoanalyse, durch Tabletten? Was gibt es für Beispiele in der Medizingeschichte, die ähnlich sind? Wozu hat diese Medizingeschichte überhaupt geführt, die doch so lange von diesem Gegensatz von Körper und Geist aus-

eigenen Nervensystems“. Sie begibt sich in die Antike, stellt sich vor, sie wäre Patientin des Arztes Galen, der die römische Kaiserfamilie behandelte: Der hätte „Krämpfe diagnostiziert, Epilepsie aber ausgeschlossen“, weil ihr Geist trotz des Zitterns weiterfunktioniert. Die Ärzte des Mittelalters hätten womöglich in magischen Mächten die Verursacher gesehen.

Siri Hustvedt gerät auf die Spur der Hysterie, die schon die Ärzte der Antike kannten. Sie sammelt Indizien und gibt sich selbst die Diagnose: Sie müsse wohl hysterisch sein.

Ärzte diagnostizieren oft dann Hysterie oder eine „Konversionsstörung“ (nur ein neuerer Begriff), wenn sie für ein Phänomen keine hirnrorganische Ursache finden und wenn sie eine Störung des Selbstbe-

\* Gemälde von André Brouillet, 1887.



Vortragende Hustvedt 2008: Heftiges Zittern bei öffentlichen Reden

sitzes feststellen: Schwindel, Lähmungen, Krampfanfälle.

Nun also begibt sich Siri Hustvedt in die Geschichte der Hysterie, beschreibt, wie unterschiedlich Ärzte auf diese Krankheit blickten: Bis ins 18. Jahrhundert hinein nahmen Ärzte durchaus an, dass die Hysterie eine körperliche Ursache haben müsse, meist vermuteten sie einen Ursprung in der Gebärmutter (griechisch: hystera). Deswegen wurde die Hysterie in der Medizingeschichte phasenweise zur weiblichen Krankheit.

Doch Ärzte wie der französische Neurologe Jean-Martin Charcot (1825 bis 1893) – bei dem Sigmund Freud eine Weile lernte – begannen sich für die psychologische Dimension der Hysterie zu interessieren, weil die Symptome oft mit heftigen Gefühlsausbrüchen einhergingen. So wurde die Hysterie mehr und mehr zur psychischen Erkrankung. Und es kam zur Spaltung: Körper gegen Geist, entweder das eine oder das andere.

Über diese Trennung beginnt Hustvedt sich zu wundern. Sie sieht, wie Hierarchien hergestellt werden zwischen physisch feststellbaren Krankheiten und den angeblich eingebildeten. Sie will sich nicht zufriedengeben mit dieser so häufig gestellten Diagnose: „keine organische Ursache“. Sie ärgert sich. „Wenn man nicht an Geister, Gespenster oder Dämonen“ glaubt, wie könne man da behaupten, dass so etwas wie ein plötzliches Zittern „kein organisches, körperliches Phänomen“ sei.

Immer mehr kommt Hustvedt dahinter, wie sehr ärztlichen Diagnosen „philosophische Ideen zugrunde gelegt werden“, die oft unüberprüft bleiben und „eher von intellektuellen Moden als von scharfsinni-

gem Denken bestimmt“ sind. Sie macht sich einen Spaß daraus zu beschreiben, wie unterschiedlich ein Psychoanalytiker, ein Neurologe oder ein Psychiater ihre Störung deuten würden.

Natürlich kommt Siri Hustvedt zu dem Schluss, dass man solche Krankheiten überhaupt nur verstehen kann, wenn man sich mit Körper und Geist gleichermaßen beschäftigt. Hustvedt erwähnt Sigmund Freud. Er zumindest habe vom Dualismus nichts wissen wollen, habe das Psychische als Parallelvorgang des Physiologischen gesehen.

Doch all das hilft ihr nicht. Den Ursprung ihrer Störung findet Hustvedt nicht, zuletzt zweifelt sie sogar an ihrer Selbstdiagnose, der sie den größten Teil ihres Buches widmet. Sie zweifelt daran, hysterisch zu sein. Whodunit? Es bleibt offen. Sie weiß: Irgendwie hat dieses Zittern mit der Trennung vom Vater zu tun, denn es kommt immer dann, wenn sie öffentlich über ihn spricht.

Sie sucht, zweifelt und verwirft, ihr Buch ist anders als jene Krankenbiografien, die auf dem Buchmarkt erfolgreich sind und sich oft so lesen: Ich bekam die Krankheit, ich bekämpfte und besiegte sie.

Bei Hustvedt gibt es keinen Sieg. Am Ende begreift sie, dass die Störung zu ihr gehört. „Je vertrauter die zitternde Frau mir wird, umso mehr geht sie von der dritten in die erste Person über, kein gehasstes Double mehr, sondern ein zugegebenermaßen behinderter Teil meines Selbst.“

Körper und Geist im Widerstreit miteinander, so bleibt es für sie. Doch der Körper erzählt etwas über den Geist, irgendeine Verbindung gibt es. Die Lösung liegt außerhalb dessen, was sich mit Sprache fassen lässt.

Natürlich nervt es, dass Hustvedt ein ganzes Buch lang nach einer Lösung sucht und keine findet. Es nervt, wie das ganze Buch nervt, mit der Aufzählung medizinischer Fallbeispiele, dieser unzähligen Dysfunktionen.

Doch indem das Buch nervt, wird es seinem Thema gerecht. Es geht um nichts anderes als um Störungen, die niemand gern hätte und die sich einfach nicht abschaffen lassen. Es können Krampfanfälle sein oder Ohrgeräusche – oft helfen keine Pillen. Hustvedt schildert eine moderne Odyssee von Spezialarzt zu Spezialarzt und beschreibt damit genau das, womit viele Menschen in der westlichen Welt einen – zu – großen Teil ihrer Zeit verbringen.

Hustvedt blickt mit der Distanz einer Fachfremden auf die versammelte Ratlosigkeit der Experten. Und sie übertreibt auch: Ärzte versuchen durchaus, aus den Grenzen ihrer Fachbereiche auszubrechen. Wenn in der Wissenschaftswelt eines wichtig geworden ist, dann ist es die Interdisziplinarität. Und das beste Beispiel, Hustvedt weiß es ja selbst genau, ist die Neuropsychoanalyse. Sie ist aus dem Wunsch nach Vernetzung entstanden.

Maurice Preter ist Neurologe und zugleich Psychiater und Psychotherapeut. Er praktiziert und er lehrt an der Columbia-Universität in New York. Auch er gehört zu den Leuten, die die monatliche Vorlesungsreihe am Institut für Psychoanalyse besuchen, er hat dort bereits referiert.

Seine Praxis liegt an der 5th Avenue, direkt am Central Park, ziemlich vornehm. Es sieht dort so aus, wie man es sich vorstellt, wenn man ein paar Woody-Allen-Filme gesehen hat: die Couch, die zwei schwarzen Ledersessel, die sich mit deutlichem Abstand gegenüberstehen, die wertvollen Teppiche. Doch Maurice Preter, 45, will nichts hören von diesem Woody-Allen-Klischee der New Yorker Intellektuellen, die sich alle ihren Analytiker halten. „Das gibt es schon eine Weile nicht mehr“, sagt er.

Die Psychoanalyse sei unter Druck, manche Analytiker erhofften sich Hilfe und Legitimation durch Hirnforscher. „Insbesondere seit die Wirtschaftskrise ausgebrochen ist, leisten sich New Yorker das unmittelbar Notwendige, aber nicht mehr viel mehr als das.“

Dennoch sei seine Praxis voll. „Die Leute kommen zu mir, weil ich Neurologe bin.“ All diese Beschwerden wie Schwindel und Kopfweh seien oft eine wortlose Übersetzung existentieller Angst und müssten auch psychotherapeutisch mitbehandelt werden. Zurzeit kämen viele Patienten, die über Schwindel klagten – ja, das gebe es, dass zu bestimmten Zeiten bestimmte Störungen besonders häufig aufträten.

Und wenn man ihn fragt, wie es denn sein könne, dass eine Gesellschaft, die doch im Vergleich zu den meisten Epochen in relativem Frieden und Wohlstand lebt, so viele empfindsame Menschen hervorbrin-

ge, dann schüttelt er nur den Kopf: „Man sieht oft die psychischen Auswirkungen der vergangenen Kriege, und dann gibt es immer neue, so dass in dieser Hinsicht gar nichts wirklich besser werden kann. Dies ist die Stadt des 11. Septembers. Und dann gibt es die Kriege in den Familien – nicht nur in den USA scheitert jede zweite Ehe, und das bringt unzählige Scheidungskinder hervor.“ Menschen kämpfen immer mit Verlust. „Manchmal wird das psychisch, aber oft nur körperlich ausgedrückt.“

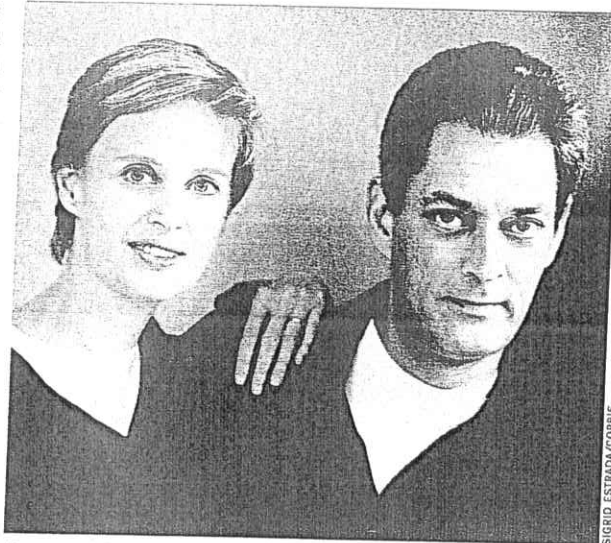
Auch Siri Hustvedt sagt so etwas, beim Interview in ihrem Stadthaus in Brooklyn. Diese merkwürdigen Symptome, die sich keiner erklären könne, dieses Rennen von Arzt zu Arzt, von wem höre sie das nicht alles.

Es sei auch das Alter jetzt, sie sei über fünfzig, habe ihren Vater verloren, so gehe es vielen ihrer Freunde. Sie alle wüssten: Es ist ein Verlust, der bleibt. Und sie selbst sind als Nächstes dran. Und dann komme das Zittern, der Schwindel, das Rauschen.

Siri Hustvedt sitzt im Erdgeschoss ihres Stadthauses. Die Farben der Möbel sind matt – viel Art déco –, das Licht der Lampen warm und gedämpft.

Siri Hustvedt lacht und gestikuliert, obwohl sie vor allem darüber spricht, wie der Mensch an Körper und Seele leiden kann. Sie erzählt von ihren Psychoanalyse-Sitzungen: „Sehr interessant, jeder sollte so etwas machen.“ Und von den Mitteln, die sie nun gegen das Zittern nimmt. „Man muss sich von allen Seiten so einer Krankheit nähern. Durchbrüche, vor allem im Denken, gibt es nur, wenn man Unterschiedliches zusammenbringt.“

Aber wozu ein Buch ohne Lösung? „Irgendwie gibt es eine Lösung“, sagt Hust-



Ehepaar Hustvedt, Auster 1999: Königin und König

vedt, „deswegen habe ich das Buch doch geschrieben. Wenn man die Krankheit nicht ändern kann, kann man die Haltung dazu ändern.“

Im Buch, das betont sie sehr, habe sie nur ein Bruchteil dessen verarbeitet, womit sie sich beschäftigt: Die Veränderbarkeit des Gehirns im Laufe eines Lebens, das sei es, was sie am meisten fasziniere. Sie holt vom Wohnzimmer Tisch einen Bildband, der dort ausgestellt ist wie in anderen Wohnzimmern ein Band mit Landschaftsbildern. Er zeigt Querschnitte von Gehirnen. Einzelne Regionen sind farblich gekennzeichnet. Von Bild zu Bild sieht man, wie sich mal die eine Farbe ausbreitet, mal die andere. „Ist das nicht wunderschön?“

In ihrem Arbeitszimmer im obersten Stock zeigt sie ein Gehirnmodell, das auf ihrem Schreibtisch steht, an der Wand, neben einer Kinderzeichnung ihrer inzwischen erwachsenen Tochter Sophie, hängt

ein Aquarell: die Draufsicht auf ein Gehirn; es ist die Perspektive, bei der man sieht, dass es aus zwei Teilen besteht.

Dann muss Hustvedt los, das Taxi wartet, das sie nach Manhattan zu einer Verabredung bringen soll. Paul Auster bringt sie zur Tür, hilft ihr in den Mantel und blickt ihr nach, wie sie die Treppenstufen zur Straße hinuntereilt. Er zündet sich ein Zigarillo an, nimmt einen Bildband mit Gemälden des deutschen Malers Gerhard Richter, in dem seine Frau einen Essay veröffentlicht hat. „Es sind ja nicht nur die Hirnforschung und diese psychologischen Dinge, mit denen sie sich beschäftigt“, sagt er.

„Wissen Sie“, sagt er, „als ich meine Frau kennenlernte, wusste ich, dass sie klug ist. Aber diese

Breite an Themen, diese Tiefe und dass sie überhaupt nicht mehr aufhören kann, wenn sie sich einmal mit etwas befasst – das habe ich alles nicht gehaut.“

Sie ist die schöne Frau, immer noch, die er vor 30 Jahren das erste Mal traf. Und sie ist der Nerd, der sich manisch einem Thema hingibt. Sie ist mal die brillante Rednerin, mal die zitternde Frau. Alles gehört zusammen, das Doppelte ist eins. Körper und Geist. Die rechte und die linke Gehirnhälfte. Das Fremde ist nichts anderes als eine Erweiterung des eigenen.

Paul Auster, 62, blickt aus dem Fenster ins Helle, wo seine Frau jetzt mit dem Taxi in einen anderen Teil der Stadt fährt. Im Dämmerlicht des Wohnzimmers sieht er noch verschatteter aus als sonst. Er zieht so heftig an seinem Zigarillo, als könnte er da irgendetwas anderes herausaugen als Rauch. Er wirkt nachdenklich. Verheiratet mit der verwandelten Frau.